Inhalt 13. Jahrgang 2021 • Heft 2

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Vorwort 7

Schwerpunkt **Das gute Leben in der Krise – Geschlechterverhältnisse auf dem Prüfstand**
Elisabeth Holzleithner, Diana Lengersdorf (Hrsg.)

Anna Buschmeyer, Regina Ahrens, Claudia Zerle-Elsäßer — Wo ist das (gute) alte Leben hin? Doing Family und Vereinbarkeitsmanagement in der Corona-Krise 11

Lucia Marina Lanfranconi, Oriana Gebhard, Suzanne Lischer, Netkey Safi — Das *gute Leben* im Lockdown? Unterschiede zwischen Frauen und Männern mit und ohne Kinder im Haushalt während des Covid-19-Lockdowns 2020: Befragung an einer Deutschschweizer Hochschule 29

Tanja Mölders, Sabine Hofmeister — Die Krise in der Krise. Sozial-ökologische Perspektiven auf Zuschreibungen, Bestätigungen und Verluste des ‚Reproduktiven' in Zeiten von ‚Corona' 48

Luki S. Schmitz — Commoning als Rhizom denken – Normative Orientierungspunkte für *gutes Leben* 64

Offener Teil **Analysen und Debatten**

Judith Pape — Friedhöfe als Orte familialer Fürsorge. Performanz von Geschlecht, Alter und Verwandtschaft in der Sorge für Lebende und Tote 80

Monika Schamschula — Wer bin ich nach einem Coming-out? Das Coming-out als Subjektivierungsmechanismus 96

Jessica Schülein	Zwischen Restefestmahl und Ein-Liter-Eimern Schokopudding: Essenspraktiken im inklusiven Schulsetting	111
Natascha Compes	Ableismus in der akademischen Wissensproduktion	126
Bettina Stadler, Angela Wroblewski	Wissen in Zahlen. Potenziale von Gender-Monitoring im gleichstellungspolitischen Prozess am Beispiel österreichischer Universitäten	142

Rezensionen

Lena Böllinger, Julia Zarth	Catrin Dingler, 2019: Der Schnitt. Zur Geschichte der Bildung weiblicher Subjektivität	159
Christina Pichler	Friederike Kuster, 2019: Philosophische Geschlechtertheorien zur Einführung	162
Rita Schäfer	Caroline Kioko/Rosebell Kagumire/Mbalenhle Matandela (Hrsg.), 2020: Challenging Patriarchy. The role of Patriarchy in the Roll-back of Democracy	165
Greta-Marleen Storath	Christiane Bomert, 2020: Transnationale Care-Arbeiterinnen in der 24-Stunden-Betreuung. Zwischen öffentlicher (Un-)Sichtbarkeit und institutioneller (De-)Adressierung	168

Schwerpunkt

Anna Buschmeyer, Regina Ahrens, Claudia Zerle-Elsäßer

Wo ist das (gute) alte Leben hin? Doing Family und Vereinbarkeitsmanagement in der Corona-Krise

Zusammenfassung

Um der Frage nachzugehen, wie während der Corona-Pandemie Erwerbs- und Sorgearbeit vereinbart werden, analysiert dieser Beitrag die Situation von Eltern mit Kindern unter zwölf Jahren aus dem Blickwinkel des Doing Family und mit Rückgriff auf Hartmut Rosas Thesen zur Be- und Entschleunigung. Anhand von Daten des DJI-Survey AID:A 2019, dessen ergänzender Corona-Befragung 2020 und 20 qualitativen Interviews mit Eltern zeigen wir Bewältigungsstrategien von Vereinbarkeitskonflikten während der Corona-Pandemie auf. Die quantitativen und auch die qualitativen Daten zeigen, dass sich die Rahmenbedingungen für das Balancemanagement durch Corona drastisch verändert haben. Besonders intrapersonale Vereinbarkeitskonflikte haben sich durch die Corona-Krise sowohl in beide Richtungen (Work-Family und Family-Work) als auch bei beiden Geschlechtern verstärkt. Viele dieser Veränderungen resultieren in einer Verfestigung der bisherigen Arbeitsteilung zwischen den Eltern. Es zeigen sich außerdem Ambivalenzen: Während sich die Situation für viele Eltern verschärft hat, hat sie sich für andere eher entspannt, teilweise zeigen sich beide Tendenzen innerhalb derselben Erzählung. Diese Ambivalenzen sind mit Dimensionen von Geschlecht verwoben.

Schlüsselwörter
Corona, Doing Family, Vereinbarkeit, Arbeitsteilung, Eltern

Summary

Where did the (good) old life go? Doing family and reconciling work and family needs during the coronavirus pandemic

How are parents managing to reconcile paid and care work during the coronavirus pandemic? To answer this question we analysed quantitative data from the DJI Survey AID:A (2019), its coronavirus add-on (2020) and 20 problem-centred qualitative interviews with parents of children under 12 conducted in the summer of 2020. We found that different strategies were used to reconcile work and family needs. The quantitative and qualitative data both show that the coronavirus pandemic has dramatically changed and complicated the conditions under which a balance can be struck between work and family needs. Many of these changes have consolidated the division of labour within partnerships. We were especially interested in those intrapersonal conflicts which arose on account of the need to reconcile care and paid work. These have shifted both from work-to-family and family-to-work and for both mothers and fathers. But we also found ambivalences: While the situation of many parents worsened, others found that their situation eased somewhat. Sometimes both happened within the same family. These ambivalences can be analysed according to gender concepts.

Keywords
coronavirus, doing family, reconciliation, division of labour, parents

1 Einleitung

Wie gelingt es Eltern während der Corona-Pandemie, Erwerbsarbeit, Betreuungs- und Versorgungspflichten zu vereinbaren? Um diese Frage zu beantworten, analysieren wir aus dem Blickwinkel des Doing Family, in welchem Spagat sich Eltern in der Krise befinden, welche Bewältigungsstrategien sie entwickeln – und wo sich gleichzeitig Ansatzpunkte finden lassen, das scheinbar ‚gute Leben' vor der Krise auf den Prüfstand zu stellen und zu überlegen, wie sich auch langfristige Veränderungen und Verbesserungen für die Vereinbarkeit von Sorge- und Erwerbsarbeit erreichen lassen.

Wir nutzen für unsere Analyse zum einen Daten des DJI-Survey AID:A 2019[1] und dessen ergänzender Corona-Befragung von 2020 und zum anderen 20 qualitative Interviews mit Müttern und Vätern, die entweder alleine/getrennt leben oder als Führungskraft arbeiten (Feldphase: Juni bis September 2020). Im Folgenden werden die Führungskräfte genauer in den Blick genommen, also jene, die häufig Ressourcen oder Machtpositionen haben, ihr eigenes Leben nach ihren Vorstellungen zu gestalten, aber auch das Vereinbarkeitsmanagement ihrer Mitarbeiter_innen beeinflussen können. Allerdings müssen sie in Zeiten der Corona-Maßnahmen häufig ein enormes Arbeitspensum neben der Kinderbetreuung bewältigen, die in Zeiten des Lockdowns auch die Beschulung beinhaltet.

Es gibt, ausgehend von bereits veröffentlichten Studien, eine kontroverse Diskussion darüber, ob die Corona-Krise zu mehr Geschlechtergerechtigkeit oder zu einer Retraditionalisierung der Geschlechterarrangements geführt hat (Bünning/Hipp 2020; Möhring et al. 2020; Bujard et al. 2020; Globisch/Osiander 2020). Daran anknüpfend möchten wir konkreter analysieren, wie sich in Zeiten der Corona-Pandemie die privatisierte Kinderbetreuung und die Notwendigkeit, zu Hause zu arbeiten, auf das Doing Family und die Arbeitsteilung ausgewirkt haben. Deutlich werden Ambivalenzen sowohl in den Bewertungen der Situation als auch in den täglichen Praxen des Doing Family.

Eine weitere, vor allem zu Beginn der Corona-Zeit geführte Debatte ging darum, ob die notwendigen Maßnahmen zu einer Entschleunigung und damit bei manchen sogar zu einer Verbesserung der Lebenssituation beitragen.[2] In unseren Analysen orientieren wir uns daher auch an Hartmut Rosas Analyse „Beschleunigung und Entfremdung" (Rosa 2018), in der er sich auf die Suche nach dem „Guten Leben" begibt und untersucht, warum die Beschleunigung vieler Prozesse (etwa Kommunikation, Transport etc.) nicht zu mehr, sondern häufig zu weniger Zeitverfügbarkeit führt. Im Zuge der Corona-Pandemie fragen wir (und er), ob der erzwungene Stillstand in vielen Lebensbereichen zu einer Abnahme von Zeitdruck und damit eben auch zu einer Entschleunigung des Alltags geführt hat. Auch hier gibt es keine eindeutige Antwort, sondern wir finden im quantitativen wie im qualitativen Material Hinweise, dass es sowohl enorme Belastungen als auch Momente der Entschleunigung und Verbesserung gab.

1 Zum Projekt siehe www.dji.de/ueber-uns/projekte/projekte/aida-2019.html [Zugriff: 04.05.2021].

2 Diese Diskussion fand vor allem in den Medien statt, Beiträge von Hartmut Rosa bildeten den soziologischen Hintergrund. Etwa im Deutschlandfunk: www.deutschlandfunkkultur.de/entschleunigung-durch-corona-warum-die-neue-langsamkeit.1008.de.html?dram:article_id=473780 [Zugriff: 04.05.2021] oder im Tagesspiegel: www.tagesspiegel.de/politik/soziologe-hartmut-rosa-ueber-covid-19-das-virus-ist-der-radikalste-entschleuniger-unserer-zeit/25672128.html [Zugriff: 04.05.2021].

Lucia Marina Lanfranconi, Oriana Gebhard, Suzanne Lischer, Netkey Safi

Das *gute Leben* im Lockdown? Unterschiede zwischen Frauen und Männern mit und ohne Kinder im Haushalt während des Covid-19-Lockdowns 2020: Befragung an einer Deutschschweizer Hochschule

Zusammenfassung

In welchem Ausmaß schränkte der Lockdown im Frühling 2020 Frauen und Männer mit und ohne Kinder im Haushalt darin ein, danach zu streben, was jede*r sich wünscht (das gute Leben)? Die Auswertung einer Online-Befragung von rund 1 000 Personen einer Deutschschweizer Hochschule zeigt, dass Frauen mit Kindern stark eingeschränkt waren in der Gestaltung ihres guten Lebens. Im Vergleich zu Männern mit Kindern haben sich Frauen im nicht-repräsentativen Sample rund doppelt so oft in ihrer Arbeitskapazität eingeschränkt wegen zusätzlicher Betreuungsarbeiten. Frauen mit Kindern waren zudem stärker von negativen Auswirkungen des Lockdowns betroffen, so spürten sie am stärksten die Zunahme von Partnerschaftskonflikten und fühlten sich am wenigsten unterstützt vom privaten Umfeld. Daneben zeigt die Analyse unerwartete Geschlechtermuster: Männer mit Kindern berichten auch von Verhaltenseinschränkungen im Lockdown und häufiger von fehlender institutioneller Unterstützung. Es bedarf für die Schweiz generell einer besser ausgebauten Familienpolitik und gezielter Unterstützung bei der Kinderbetreuung im Fall eines Lockdowns.

Schlüsselwörter
Lockdown, Gutes Leben, Care-Arbeit, Covid-19, Krise

Summary

The *good life* during the lockdown? Differences between women and men with and without children living in the household during the Covid-19 lockdown in 2020: Survey conducted at a German-speaking Swiss university

To what extent did the lockdown in Spring 2020 during the Covid-19 crisis restrict women and men with or without children living in the same household in in their pursuit of the good life? An analysis of an online survey of about 1,000 people at a German-speaking Swiss university shows that women with children were restricted a great deal in regard to how they were able to achieve their good life. Compared to men with children, women in this non-representative sample were around twice as much restricted in terms of their working capacity owing to having to take on childcare work. They were also more affected by the negative consequences of the lockdown, as they experienced an increase in partner conflicts and felt least supported by their friends and family. Our analysis also reveals some unexpected gender patterns: men with children also reported restrictions and more often experienced a lack of institutional support. Switzerland needs a better family policy infrastructure as well as targeted childcare support during a lockdown.

Keywords
lockdown, good life, care work, Covid-19, crisis

https://doi.org/10.3224/gender.v13i2.03

1 Einleitung

Die Corona-Krise und die daraufhin ergriffenen Maßnahmen schränkten die Möglichkeiten und Freiheiten aller ein. Am 30. Januar 2020 erklärte die World Health Organization (WHO) den Ausbruch von Covid-19 zum *Public Health Emergency of International Concern*. In der Folge ergriffen fast alle Länder der Welt eine Vielzahl von oftmals drastischen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie (WHO 2020). In vielen Ländern kam es im Frühling 2020 zu einem sogenannten Lockdown, in welchem sämtliche nicht-lebensnotwendige Geschäfte geschlossen und Dienstleistungen eingestellt wurden. Des Weiteren wurde vielerorts die individuelle Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Die Wirtschaft war stark von den Maßnahmen betroffen. Mitte März beantragten ungefähr 190 000 Firmen in der Schweiz für rund 1,94 Millionen Personen Kurzarbeitsentschädigung. Das entspricht 37 Prozent der Angestellten der Schweiz (SECO 2020). Viele Beschäftigte mussten – auch ungewollt – zu Hause arbeiten (Homeoffice), während andere Beschäftigte aus als *systemrelevant* eingestuften Berufen weiterhin vor Ort arbeiten *mussten.* Diese Veränderungen wurden Arbeitnehmenden vonseiten ihrer Arbeitgebenden und der Regierung meist ohne Möglichkeiten der Mitgestaltung auferlegt. Hierdurch wurden die Möglichkeiten und Freiheiten, danach zu streben, was ein*e jede*r sich wünscht – also nach dem *guten Leben* – in kürzester Zeit stark begrenzt.

Durch Schließung von Schulen und Betreuungseinrichtungen und die zu übernehmende Betreuungsarbeit wurden die Möglichkeiten und Freiheiten, nach dem guten Leben zu streben, von betreuenden Frauen und Männern zusätzlich eingeschränkt. In der Schweiz wurden am 16. März 2020 sämtliche Schulen und die meisten Betreuungsinstitutionen von einem auf den anderen Tag geschlossen. Ab dem 11. Mai 2020 wurden die Sondermaßnahmen wieder schrittweise aufgehoben (Oesch et al. 2020). Daher mussten zuvor ausgelagerte Care-Arbeiten meist in Familien (wieder) übernommen werden, also etwa die Betreuung von Kindern, älteren Menschen oder Menschen mit Beeinträchtigungen. Schulpflichtige Kinder mussten zudem beim Homeschooling betreut werden. Diese zusätzlichen Care-Arbeiten schränken die Möglichkeiten ein, nach dem guten Leben zu streben, da die betreuenden Personen die Zeit, welche ansonsten für Erwerbsarbeit oder für sie selbst zur Verfügung stand, nun in Care-Arbeit investieren mussten. Erste Studien (Alon et al. 2020; Manzo/Minello 2020; Farré et al. 2020) zeigen, dass nicht alle Bevölkerungsgruppen von diesen Einschnitten gleichermaßen betroffen waren und dass tendenziell geschlechtsspezifische Ungleichheiten verstärkt wurden.

Bereits vor der Covid-19-Krise waren in der Schweiz die Möglichkeiten, ein gutes Leben zu führen, neben anderen Ungleichheitskategorien nach Geschlecht und nach dem Vorhandensein von Kindern strukturiert. Die Schweiz kann als liberal-konservativer Wohlfahrtsstaat bezeichnet werden (Pfau-Effinger 2005; Lanfranconi/Valarino 2014), der historisch durch eher traditionelle Geschlechtervorstellungen geprägt ist. Dies zeigt sich neben einem horizontal und vertikal nach Geschlecht strukturierten Arbeitsmarkt darin, dass viele wohlfahrtsstaatliche Institutionen bis heute an einem *männlichen Ernährermodell* – oder einer modernisierten Version davon – orientiert sind (Fuchs et al. 2019; Pfau-Effinger 2005; Lanfranconi/Valarino 2014). Die OECD klassifiziert die Schweiz gemeinsam mit Griechenland, Zypern, Großbritannien und Irland als eins der Länder mit den schlechtesten Rahmenbedingungen für Familien (Chzhen/

Tanja Mölders, Sabine Hofmeister

Die Krise in der Krise. Sozial-ökologische Perspektiven auf Zuschreibungen, Bestätigungen und Verluste des ‚Reproduktiven' in Zeiten von ‚Corona'

Zusammenfassung

Die ‚Corona-Krise' fordert die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend heraus. Dies gilt für die gesellschaftlichen Naturverhältnisse ebenso wie für die darin eingeschriebenen Geschlechterverhältnisse. Unserem Beitrag liegt die These zugrunde, dass ein ‚gutes' und damit nachhaltiges Leben die Sicherung der Reproduktionsfähigkeit von ‚Natur' und Gesellschaft gleichermaßen voraussetzt. Entsprechend fragen wir nach den Verbindungen zwischen der sozialen und ökologischen Sphäre. Dazu gehen wir im Anschluss an das sozial-ökologische Konzept (Re-)Produktivität davon aus, dass die Trennung und Hierarchisierung einer produktiven und einer sogenannten reproduktiven Sphäre, wie sie das kapitalistische Gesellschaftssystem strukturell prägt, krisenverursachend ist. Ob und inwieweit die ‚Corona-Krise' zu Irritationen dieser sicher geglaubten Zuschreibungen und Trennungen führt oder/und es zu Verschiebungen und Neukonfigurationen kommt, ist die erkenntnisleitende Frage unseres Beitrags, der wir anhand von ausgewählten Diagnosen, Begriffen und politischen Maßnahmen nachgehen, die sich im Zuge des Corona-Krisenmanagements etabliert haben.

Schlüsselwörter
Soziale Ökologie, Gesellschaftliche Naturverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, ‚Corona-Krise', (Re-)Produktivität

Summary

The crisis within the crisis. Socio-ecological perspectives on attributions, affirmations and losses of the 'reproductive' in times of the coronavirus

The 'coronavirus crisis' poses a fundamental challenge to societal relations. This applies to societal relations to nature as well as to entrenched gender relations. Our article is based on the thesis that a 'good life' and thus a sustainable life requires the reproductive ability both on the part of 'nature' and society. Accordingly, we investigate the links between the social and ecological spheres. Based on the socio-ecological concept of (re)productivity, we assume that the separation and hierarchization of a productive and a so-called reproductive sphere which is characteristic of the capitalist social system is the root cause of the crisis. Whether and to what extent the 'coronavirus crisis' is causing confusion in regard to those attributions and separations and/or to shifts and reconfigurations is the guiding question of our article. We pursue this question using selected diagnoses, concepts and political measures that have been established in the course of managing the coronavirus crisis.

Keywords
social ecology, societal relations to nature, gender relations, 'coronavirus crisis', (re)productivity

 https://doi.org/10.3224/gender.v13i2.04

1 Einleitung

„Aber das [die Corona-Pandemie; T. M, S. H.] ist ja […] nicht ein politischer Beschluss, den wir gefasst haben, sondern das ist so etwas wie ein Naturereignis, eine Naturkatastrophe, mit der wir umgehen müssen und in der wir den besten für uns alle vertretbaren Weg finden müssen" (Angela Merkel, Bundeskanzlerin, 02.11.2020). Dieser zur Begründung des Lockdowns im November 2020[1] vorgetragene Satz der deutschen Regierungschefin wirft Fragen auf: Ist die Pandemie ein „Naturereignis"? Bedeuten das Virus und seine Ausbreitung eine „Naturkatastrophe"? Und welche ‚Natur'[2] repräsentiert es?

Dieses Virus ist ‚Natur', ohne wirklich natürlich zu sein. Aus guten Gründen wird es verdächtigt, als nicht intendierte Nebenwirkung eines besonderen gesellschaftlichen Umgangs mit ‚Natur' (Wildtiermärkte und konkurrierende Lebensräume) entstanden zu sein und das Potenzial mitzubringen, die soziale und ökologische Reproduktionsfähigkeit der Gesellschaft zu untergraben (Cazzolla Gatti 2020). In Gestalt der Pandemie treten uns „naturecultures" (Haraway 2004: 100) gegenüber – NaturKulturen, die im Widerspruch zum ‚guten Leben' stehen: Sie sind (lebens)gefährlich. Und als solche entfalten sie politisch Wirkmächtigkeit.

Will uns die Politikerin mit ihrer Anrufung der ‚Natur' vielleicht auch nur von ihrer eigenen Unschuld – sowohl an der Krise als auch an den von der Politik verfügten Maßnahmen – überzeugen, so macht sie doch implizit darauf aufmerksam, dass es sich bei SARS-CoV-2 um ein *sozial-ökologisches* Phänomen handelt. Dies ist es nicht nur in seiner Entstehung, sondern auch im Hinblick auf die Auswirkungen der Krise sowie auf die zur Krisenbewältigung gefassten politischen Beschlüsse. In Reaktion auf die Maßnahmen des ersten Lockdowns[3] wurde schon im Frühjahr 2020 konstatiert, dass die Krise wie ein Brennglas auf soziale Ungleichheitslagen wirkt und sie damit verstärkt. Dies gilt insbesondere auch für die Geschlechterverhältnisse (z. B. Frey 2020; genanet 2020; FaDA 2020). Die hier bestehenden und sich verstärkenden Ungleichheiten wurden vor allem unter dem Stichwort einer sozialen ‚Care-Krise' diskutiert. Es wurde jedoch auch prognostiziert, dass die ‚Naturseite' – insbesondere in Bezug auf CO_2-Emissionen – von den ‚Corona-Maßnahmen' profitieren könnte (z. B. AG Energiebilanzen e.V. 2020). Nur wenige Beiträge nehmen jedoch die krisenhaften Verbindungen zwischen den beiden Sphären in den Blick.

1 Den vorliegenden Beitrag haben wir am 27.11.2020 eingereicht. Unsere Argumentation (inklusive die angeführten Quellen) beruht deshalb auf Erkenntnissen aus der ersten Phase der Corona-Pandemie in 2020. Insbesondere die in Kapitel 3 zum Krisenmanagement in Deutschland ausgeführten ‚Schlaglichter' spiegeln vor allem die im ersten Lockdown (Frühjahr und Frühsommer 2020) politisch durchgesetzten und realisierten Maßnahmen wider. Das Krisenmanagement der Bundesregierung und der Länder hat sich mit dem zweiten Lockdown (ab Dezember 2020) deutlich verändert. Die damit einhergehenden Verschiebungen werden von uns nur ansatzweise aufgegriffen.

2 Einfache Anführungszeichen verwenden wir, um zu verdeutlichen, dass das Bezeichnete auf eine gesellschaftliche Konstruktion verweist.

3 Während unter Lockdown Ausgangssperre verstanden wird, bedeutet der Begriff Shutdown (zeitweise) „Betriebsschließungen" (https://dictionary.cambridge.org [Zugriff: 23.11.2020]). Mit Blick auf die ‚Corona-Maßnahmen' werden im deutschsprachigen Raum beide Begriffe verwendet, ohne dass sie auf die jeweils konkreten Maßnahmen zutreffen. Wir nutzen im Folgenden den Begriff Lockdown, weil er sich in den öffentlichen Debatten zu Corona-bedingten Einschränkungen weitgehend durchgesetzt hat.

Luki S. Schmitz

Commoning als Rhizom denken – Normative Orientierungspunkte für *gutes Leben*

Zusammenfassung

Ausgehend von Krisenwahrnehmungen und Sozialen Bewegungen, die durch politische Forderungen und konkrete Praktiken krisenhaften Strukturen Ideen des guten Lebens gegenüberstellen, wird Commons und Commoning als eine Form der anderen Wirtschafts- und Sozialbeziehungen vorgestellt. Zugleich wird die Pluralität der Commonspraktiken als Herausforderung für die Festlegung normativer Zielrichtungen herausgearbeitet. Durch eine immanente Perspektive, die die normativen Zielsetzungen aus der Debatte selbst herausstellt, kann ein gewinnbringender und erweiternder Umgang gelingen. Mit dem Ansatz des Rhizoms von Deleuze und Guattari wird eine Perspektive vorgestellt, die Commoning als pluralen Prozess des Werdens denkt und daraus Möglichkeiten zur Reflexion und immanente Verhandlung von normativen Zielen herausstellt.

Schlüsselwörter
Multiple Krisenwahrnehmung, Soziale Bewegungen, Commons, Commoning, Rhizom

Summary

Thinking commoning as rhizome – Normative orientation points for the *good life*

Starting from the articulation of crises and social movements that try to implement structures for a good life by making political claims and realizing practical projects, this article takes commons and commoning into consideration as a specific and practical form of economic and social relations that provides an alternative to capitalism. At the same time, the plurality of practices is elaborated as presenting a challenge to determining normative goals. An immanent perspective which highlights the normative goals of commons from the debate itself provides a fruitful means of dealing with this plurality of challenges. Deleuze and Guattari's rhizome approach allows us to think of commoning as a form of becoming. The concept of becoming allows a reflective and immanent perspective to be taken of the negotiation of normative goals of commoning.

Keywords
articulations of crises, social movements, commons, communing, rhizome

1 Einleitung

Die Corona-Pandemie lässt sich zweifelsohne als Krise bezeichnen, denn sie hat die Alltagsstruktur sowie soziale Kontakte verändert und das Gewahr-Werden von Verwundbarkeit auf neue Weise sichtbar gemacht. Zugleich kann sie nicht von anderen Krisen entkoppelt werden: Es ist die zunehmende Zerstörung von Lebensräumen und Ökosystemen, verursacht durch extensive kapitalistische Ressourcenvernutzung, die das Virus überspringen ließ (Vidal 2020). Nebst der Naturausbeutung sind die Lebensformen (Jaeggi 2013) als krisenhaft zu beschreiben, denn sie basieren fundamental auf der Suche nach Privilegien auf Kosten anderer (u. a. Aruzza/Bhattcharya/Fraser 2019; Federici 2017; Karakayali 2012).

Gegen diese Krisen artikulieren sich in Sozialen Bewegungen Kritiken und praktische Konzepte für gutes Leben. Hierbei soll das gute Leben nicht etwa nach einer geglückten, einmaligen Revolution verwirklicht werden, sondern in der krisenhaften Gegenwart beginnen (z. B. Bon Vivir, Solidarische Ökonomie). Das Gewahr-Werden ermöglicht die affektive und normative Ablehnung dieses krisenhaften Zustandes, bei gleichzeitiger Annahme seiner Existenz, mit dem Ziel, für andere Zustände einzutreten. Commons können als solche praktischen Veränderungsansätze verstanden werden und werden hier exemplarisch analysiert. Ausgangspunkt der Commons-Kritik sind insbesondere kapitalistische Eigentumsverhältnisse. Die Überwindung dieser durch die Überführung von Eigentum in Kollektivgüter – Commons – sind das Ziel. Innerhalb der Debatte werden zudem die Commons als Trias verstanden, bestehend aus: Commons (materielle und immaterielle Güter), Commoners/Community und *Commoning,* als soziale Prozesse des Aushandelns, Regelns und Überführens von Privateigentum in Commons (Exner/Kratzwald 2012: 23). Commoning wird dadurch zu strukturellen, prozessualen, normativen und sozialen Gebilden, welche in Anschluss an Deleuze und Guattari (1977) als Rhizom verstanden werden können, die unterschiedliche Aspekte und Akteur:innen verbinden, Wissen und Narrative verknüpfen und damit Grenzen zwischen scheinbar holistischen Objekten und Subjekten auflösen. Zudem schließen Definitionen von Commoning Perspektiven der *Vielheit* (Deleuze/Guattari 1977) ein, indem von pluralen Krisenperspektiven ausgegangen wird.

Analytisch wird hier in den Blick genommen, wo und inwiefern sich in Commons und Commoning rhizomatische Formen zeigen und inwiefern diese nicht nur lose Verbindungen sind, sondern spezifische – aus den Krisenerlebnissen – abgeleitete normative Orientierungspunkte für transformative Beziehungsweisen aufzeigen. Inwiefern kann eine Perspektive der Vielheit und des rhizomatischen Commoning plurale normative Orientierungspunkte sichtbar und immanent diskutierbar machen? Dazu wird nach einer theoretischen Auseinandersetzung über Krisen und neue Formen Sozialer Bewegungen Commons als pluraler Ansatz zur Implementierung solidarischer und kollektiver Gesellschaftsstrukturen charakterisiert. In der daran anschließenden Analyse wird herausgestellt, inwiefern Commoning als Akzentverschiebung zum Konzept von Commons Potenziale für die Idee von Transformation bietet, die nicht nur ökonomistisch und stofflich-materiell gedacht wird, sondern sozial. Hierbei wird auch reflexiv verhandelt, inwiefern die bloße rhizomatische Verbindung nicht per se transformative Beziehungsweisen ermöglicht. Vielmehr bedarf es der Sichtbarmachung unterschiedlicher normativer Perspektiven, um diese in reflexiven Dialog miteinander zu bringen und dadurch normative Orientierungspunkte für gutes Leben legitimieren zu können.

2 Krisen, Negation und Überschuss – normative Orientierungspunkte Sozialer Bewegungen für gutes Leben

Soziale Bewegungen sind zentrale Formen der Artikulation von Krisenhaftigkeit, Kritik und der Notwendigkeit der Veränderung des Status quo. Nebst verbalen politischen Forderungen tun sie dies durch die Implementierung konkreter Praktiken, die in Projek-

Aufsätze: Offener Teil

Judith Pape

Friedhöfe als Orte familialer Fürsorge. Performanz von Geschlecht, Alter und Verwandtschaft in der Sorge für Lebende und Tote

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt Ergebnisse einer ethnografischen Studie zu geschlechtsspezifischen Nutzungspraxen auf dem Friedhof vor. Anhand von teilnehmenden Beobachtungen, ethnografischen Interviews und Expert_inneninterviews wurde herausgearbeitet, wie der Friedhof als Raum zur Performanz von Differenzen, insbesondere dem (Un-)Doing Gender, Age und Kinship genutzt wird. Während Frauen den Friedhof als Raum der Einführung Jüngerer in familiale Gedenkkultur nutzen und so traditionelle Geschlechterrollen reproduzieren, bietet die Sorge für alte Familienmitglieder oder Gräber Friedhofsbesucher_innen unabhängig vom Geschlecht eine Bühne zur Performanz von Fürsorglichkeit und einen Abbau von Geschlechterdifferenz. Dieses (Un-)Doing Gender geschieht in Verschränkung mit der Performanz von Verwandtschaft und Alter. Der Beitrag diskutiert die Ergebnisse hinsichtlich der Bedeutung des Friedhofs für das Verhandeln familialer Ordnung und die in familialer Gedenkkultur stattfindende (Geschlechter-)Sozialisation.

Schlüsselwörter
Gender Planning, Sozialraum, Ethnografie, Soziale Differenzierung, Familie, Friedhof

Summary

Cemeteries as spaces of familial care. The performance of gender, age and kinship in caring for the living and the dead

The article presents the results of an ethnographic study on gender-specific practices in cemeteries. Based on participating observations, ethnographic interviews and expert interviews, we analyze how cemeteries are used as a stage on which to perform differences, in particular to (un)do gender, age and kinship. While women often introduce younger family members to the family's memorial culture and thus reproduce traditional gender roles, caring for old family members or graves provides those visiting a cemetery with a stage on which to perform care regardless of their gender, and it thus deconstructs gender differences. This (un-)doing of gender is linked to the performance of kinship and age. The article discusses the findings with regard to the importance of cemeteries for negotiating familial order and for (gender) socialization within familial commemorative culture.

Keywords
gender planning, social space, ethnography, social differentiation, family, cemeteries

1 Neue Perspektiven auf den Friedhof

Friedhöfe haben eine praktische Funktion: Hier werden die Toten begraben. Darüber hinaus wird dem Friedhof kaum soziale Relevanz zugestanden. Vielfach wird angesichts der Zunahme von Gedenkformen, die ohne Friedhofsbesuch auskommen, wie die Nutzung von Online-Friedhöfen, das „Sterben der Friedhöfe" (Lichtner 2015: 12) beschworen. Sozialwissenschaften widmen sich ihm bislang nur vereinzelt, etwa mit Fokus auf Pluralisierung und Individualisierung von Begräbnisformen (Benkel 2012)

oder mit Blick auf die Motivation bei der Wahl bestimmter Bestattungsformen wie der anonymen Bestattung (Helmers 2004; Sachmerda-Schulz 2017).

Diese Perspektiven blenden die Rolle des Friedhofs als Sozialraum aus. Ausgehend von der Annahme, dass der Friedhof ein wichtiger Alltags- und Kommunikationsort für ältere Menschen als einer im öffentlichen Raum unterrepräsentierten Bevölkerungsgruppe (vgl. Spitthöver 2010) und insbesondere älterer Frauen ist, wurde an der Hochschule Geisenheim ein ethnografisches Forschungsprojekt zur Alltagsnutzung von Friedhöfen durchgeführt.[1] Ziel war, über die Erfassung der Praktiken auf Friedhöfen zu rekonstruieren, welche Bedeutung diese Orte für ihre Nutzer_innen haben und welche Rolle das Geschlecht für Praktiken auf dem Friedhof spielt. In Anlehnung an das Gender Planning sollten dabei generations- und kulturübergreifende Bedürfnisse aller Friedhofsnutzer_innen einbezogen und genderspezifische Aneignungs- und Raumnutzungsmuster berücksichtigt werden (vgl. Willecke 2013), um diese künftig in Friedhofsplanung einbeziehen zu können. Die Studie zeigt den Friedhof als Raum, an dem intergenerational familiale Gedenkkultur verhandelt und Fürsorge für lebende und verstorbene Familienmitglieder geleistet wird. In dieser Funktion stellt der Friedhof auch eine Bühne zur Performanz von Differenzen dar. Der Beitrag fokussiert familiale Fürsorgepraxen auf dem Friedhof und stellt sie entlang des dabei stattfindenden Doing Gender und Doing Age bzw. Doing Kinship dar.

2 Geschlechter- und Generationenverhältnisse in der (Toten-)Fürsorge

Ein Blick auf die Geschichte der Toten- und Hinterbliebenensorge zeigt deren geschlechtsspezifische Konnotation. Im christlichen Kulturkreis wurden Aufgaben wie Waschen und Kleiden des Leichnams sowie Totenwache oft Frauen zugewiesen, etwa Badefrauen, Ordensschwestern, weiblichen Verwandten oder Hebammen, denen besondere Kompetenz im Umgang mit Schwellenzuständen wie Geburt und Tod zugeschrieben wurde (vgl. Inan 2015; Spiegelhalder-Hügle 2017: 38). Mit den sozio-kulturellen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung ging die Institutionalisierung und Zentralisierung der Totensorge einher, die nun in der Regel von Bestattern übernommen wurde (vgl. Inan 2015: 38). In den letzten Jahren ist hierzu eine Gegenbewegung zu verzeichnen. Bestatterinnenverbände berufen sich auf ein zyklisches Verständnis von Leben und Tod und auf eine besondere weibliche Erfahrung im Umgang mit Geburt und Sterben (vgl. Inan 2015: 40).[2] Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bildet sich auch in der mehrheitlich von Frauen getragenen privaten Grabpflege ab – ein Umstand, der sich teilweise dadurch erklärt, dass diese häufiger verwitwet leben als Männer (vgl. Schmied 2002: 18).

1 Das HMWK-geförderte Forschungsprojekt „Jede*r bleibt für sich allein? Genderspezifische Nutzungspraxen und Potenziale einer stärkeren Aktivierung von Friedhöfen als sozialen Räumen", Laufzeit Juni 2018 bis November 2019, wurde von Prof. Dr. Constanze Petrow geleitet und von Prof. Dr. Lotte Rose am Gender- und Frauenforschungszentrum der HAWs fachlich begleitet.

2 Siehe hierzu auch die Homepages der Verbände: www.die-barke.de, www.faehrfrauen.ch [Zugriff: 16.06.2020].

Monika Schamschula

Wer bin ich nach einem Coming-out? Das Coming-out als Subjektivierungsmechanismus

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert das Coming-out von schwulen Männern (in der gegenwärtigen westlichen Gesellschaft) und möchte aufzeigen, dass ein Coming-out über eine „neutrale Beschreibung" des sexuellen Begehrens hinausgeht. Anhand von narrativen Interviews mit geouteten Männern sowie Theorien vor allem aus dem Bereich des Poststrukturalismus und der Queer Theory wird herausgearbeitet, dass Subjektivierung ein wesentlicher Bestandteil eines Coming-outs ist und dieser Umstand dazu beiträgt, dass ein Coming-out mit Differenzierungs-, Hierarchisierungs- und Normalisierungsmechanismen einhergeht. Mit Blick auf die Subjektwerdung innerhalb eines Coming-outs kann deutlich gemacht werden, dass Homosexualität gegenwärtig nicht als „gleichwertig" oder „gewöhnlich" wahrgenommen wird und ein Coming-out auch in einer sogenannten liberalen Gesellschaft mit Machtverhältnissen verbunden ist. Der Fokus der Studie ist dabei mit einem ausschließlichen Blick auf das männliche homosexuelle (schwule) Coming-out sehr eng gefasst.

Schlüsselwörter
Coming-out, Homosexualität, Subjektivierung, Identität, Sprechakt

Summary

Who am I once I've come out? Coming out as a mechanism of subjectivation

The aim of this article is to show that (in contemporary Western society) the coming out of gay men goes beyond a "neutral description" of sexual desire. Three interviews with openly gay men were conducted and analyzed on the basis of poststructuralist and queer theory. It can thus be shown that identity, or subjectivity, is a substantial part of coming out, and that this contributes to coming out being closely linked to mechanisms of differentiation, hierarchization and normalization. Looking at the subject positions that emerge when someone comes out, it can be shown that homosexuality is not perceived as "equal" or "ordinary" and that even in a society that regards itself as liberal, coming out is caught up in power relations. By only considering coming out stories told by (gay) men, the focus of this study is very narrow.

Keywords
coming out, homosexuality, subject positions, identity, speech act

1 Einleitung

Die Sichtbarkeit homosexueller Lebensweisen steigt (Pascoe/Bridges 2016; Teal/Conover-Williams 2016: 12) und auch die gesetzliche Lage hat sich in der westlichen Gesellschaft für homosexuelle Personen merklich verändert (Brassel-Ochmann 2016; Graupner 2002). Können wir also von einer „Post-gay-Gesellschaft" (Orne 2011: 688, Übers. M. S.) sprechen, in der Homosexualität weitgehend als „neutrale Beschreibung für die Liebe zwischen zwei Menschen des gleichen Geschlechts" (Gammerl 2010: 7f.) verwendet wird? Warum ist es jedoch so, dass homosexuelle Lebensweisen meist mit einem Coming-out verbunden sind und dieses Coming-out sehr häufig als belastend und konfliktgeladen erlebt wird (Krell/Oldemeier 2017: 82ff.; Savin-Williams/

 https://doi.org/10.3224/gender.v13i2.07

Cohen 2015: 648; Teal/Conover-Williams 2016: 12ff.)? Was hat es eigentlich mit diesem Coming-out auf sich?

Schaut man sich die Begrifflichkeit – vollständig ausformuliert *coming out of the closet* – näher an, verlässt eine Person mit einem Coming-out den metaphorischen engen Raum und „offenbart" (etwas von) sich selbst (Rasmussen 2004: 144). Doch wie kann das Coming-out als „Offenbarung von sich selbst" verstanden werden? In diesem Beitrag möchte ich das Coming-out von *schwulen Männern* genauer beleuchten und der „Offenbarung von sich selbst" mit subjekttheoretischen Begriffen auf den Grund gehen. *Schwul-Sein* interpretiere ich hierbei nicht als essentialistische Kategorie, sondern als handlungsleitende gesellschaftliche Größe, die gesellschaftliche Effekte/Machtverhältnisse hervorbringt (Butler 2017a: 21ff.). Auch wenn also in meiner Arbeit von schwulen Männern die Rede ist, spreche ich mich dezidiert für eine Delegitimierung einer „Zwei-Geschlechterordnung und [für eine] VerUndeutigung der Begehrensrelationen […], die nicht auf die Alternative homo-, hetero- oder bisexuell zu beschränken [ist]" (Engel 2007: 269), aus.

Das Coming-out von homosexuellen Männern als Forschungsgegenstand[1] soll in dieser Studie aufzeigen, wie sehr Schwul-Sein als „das Andere" gesehen wird.[2] Kaum jemand würde es wohl als nötig erachten, sich als heterosexuell zu outen, und auch ein wissenschaftlicher Aufsatz über das Coming-out von heterosexuellen Männern würde recht wahrscheinlich in dieser Form nicht existieren.

2 Forschungsperspektiven

Das Forschungsthema Coming-out wurde bisher aus unterschiedlichen Blickwinkeln untersucht. So wurde zum Beispiel u. a. von Krell und Oldemeier (2017) der Fokus auf die Zeit *nach* einem Coming-out von LGBTQ-Personen gelegt mit dem Ziel, Diskriminierungserfahrungen sichtbar zu machen. Andere Arbeiten legten das Augenmerk mehr auf den Coming-out-*Prozess*. Hier gibt es Ansätze, die das Coming-out aus einer (sozial)psychologischen Perspektive heraus untersucht haben (u. a. Coleman 1982; Dannecker/Reiche 1974) oder auf das Spannungsverhältnis von *Männlichkeit* und

1 Dass in dieser Arbeit *männliche Homosexualität* als eigenständige Untersuchungseinheit – in Abgrenzung zu *Heterosexualität* oder zu anderen Sexualitäten – herausgearbeitet wird, birgt die Gefahr in sich, eine Gegenüberstellung von „hetero" und „homo" zu verfestigen sowie weibliche Homosexualität, transgeschlechtliche, transsexuelle und intersexuelle Personen außer Acht zu lassen. Um der „Falle der ‚Ontologisierung'" (Sander 2005: 87) auszuweichen sowie die Vielfalt von Sexualitäten nicht zu ignorieren, möchte ich an dieser Stelle betonen, dass ich versucht habe, die gesamte Analyse hinsichtlich des Forschungsgegenstandes *Coming-outs von schwulen Männern* mit „einem normativkritischen, denormalisierenden" Blick (siehe hierzu beispielsweise Engel 2018) zu vollziehen.

2 In dieser Arbeit werden die Begriffe *männliche Homosexualität* und *Schwul-Sein* (da in dieser Studie alle Männer geoutet sind) als Synonyme verwendet. Nach Heilmann können *schwul* und *homosexuell* insofern unterschieden werden, als dass die Bezeichnung *schwul* dann zutreffend ist, wenn Männer „sich zeitweise oder ständig mit ihrer Homosexualität als Teil ihrer Persönlichkeit identifizieren; der Begriff *homosexuelle Männer* umfasst darüber hinaus auch die Männer, die sich mit ihren überwiegend homosexuellen Neigungen und Handlungen nicht identifizieren und sie dauerhaft ins Unbewusste verdrängen" (Heilmann 2007: 64, Hervorh. im Original).

Jessica Schülein

Zwischen Restefestmahl und Ein-Liter-Eimern Schokopudding: Essenspraktiken im inklusiven Schulsetting

Zusammenfassung

Der Beitrag analysiert aus ethnografischer, intersektionaler Perspektive Essenspraktiken von Schüler_innen und Fachkräften an einer inklusiven Ganztagsschule. Die kontrastierende Analyse zweier Szenen des Mittagessens einer 5. und 9. Klasse verweist auf schulklassenspezifische Gemeinsamkeiten wie Unterschiede von Essenspraktiken und setzt diese in Verbindung zum situativen Kontext. Die schulstrukturelle Rahmung des obligatorischen Mittagessens für Schüler_innen der Klasse 5 ermöglicht ebenso wie das ungeregelte Mittagessen im Klassenraum der Klasse 9 die situative Aushandlung verschiedener Formen von ex- wie inkludierenden Praktiken. Methodologisch reflektiert, ermöglicht die intersektionale Analyseperspektive das Aufzeigen der Verbindungen von Ungleichheitsdimensionen, die in vergeschlechtlichten Essenspraktiken von Schüler_innen und Fachkräften anhand von Performances und Doing Gendered Authority aufgerufen und bearbeitet werden.

Schlüsselwörter
Ethnografie, Intersektionalität, Inklusion, Doing Gender, Ganztagsschule, Soziale Praktiken

Summary

Celebrating a feast of leftovers and one-liter buckets of chocolate dessert: Eating practices in inclusive school settings

The article analyzes the eating practices of students and professionals at an inclusive all-day school from an ethnographical and an intersectional perspective. A contrasting analysis of two scenes during a 5th grade's and a 9th grade's lunch break indicates grade-specific commonalities as well as differences in eating practices and links them to the situational context. The structural framing of compulsory lunch for 5th grade students in school, as well as unregulated lunch in the 9th grade classroom includes the situational negotiation of various forms of exclusive and inclusive practices. Adopting an intersectional analysis perspective means it is possible to identify, following a methodological reflection, the connections between the dimensions of inequality which are invoked and processed in gendered eating practices based on performances and doing gendered authority by students and professionals.

Keywords
ethnography, intersectionality, inclusion, doing gender, all-day school, social practices

1 Einleitung

Inklusion wirkt als *bildungs- und sozialpolitischer Impuls* sowie *ethischer Orientierungshorizont* (DGfE) in schulrechtlichen wie bildungspraktischen Bereichen und lässt normative Erwartungshaltungen gegenüber inklusivem Unterricht zunehmen (DGfE 2017: 3; Merl 2019: 9). Im föderalen Schulsystem führt dies zu unterschiedlichen Umsetzungen in und Anforderungen an Schulen. So sind laut niedersächsischem Schulgesetz, das für die vorliegende Studie relevant ist, alle Schulen inklusive Schulen

mit barrierefreiem und gleichberechtigtem Zugang, in welchen Schüler_innen „mit und ohne Behinderung“ gemeinsame Erziehung und Unterrichtung erfahren (NSchG 2018: 8). Dieses Inklusionsverständnis knüpft an bestehende Schulentwicklungsprozesse wie den flächendeckenden Ganztagsschulausbau mit damit verbundenen schulischen, sozialpädagogischen und therapeutischen Maßnahmen an. Zum inklusiven Gehalt von Schule hinsichtlich der *Sozialisation* aller Schüler_innen in gemeinsamer Beschulung und des sozialen Miteinanders *abseits des Unterrichts* liegen bisweilen nur vereinzelt Forschungen vor (Tervooren 2016: 561ff.). Inklusion verstanden als „*Diskursangebot* für die Bündelung von Fragen der *Bildungsgerechtigkeit sowie der Partizipation*“ (DGfE 2017: 3, Hervorh. im Original) fordert erziehungswissenschaftliche Forschung jedoch zur Berücksichtigung und Analyse ebenjener sozialen Aspekte inklusiver Beschulung auf. Diese soll erfolgen unter intersektional ausgerichteter Analyseperspektive auf Einschränkungspraktiken und -mechanismen, die Inklusion in ihrer Umsetzung behindern, sodass das Zusammenspiel mehrerer Dimensionen von Differenz und Ungleichheit in den Analysefokus gesetzt wird (DGfE 2017: 7f.). Der vorliegende Beitrag folgt einem breiten Intersektionalitätsverständnis mit Fokus auf „das interdependente Zusammenspiel von verschiedenen Macht- und Herrschaftsverhältnissen bzw. Diskriminierungs- und Unterdrückungsformen [...] sowie von den damit verbundenen sozial konstruierten Differenzkategorien, ausgehend von der Trias ‚gender, race and class‘“ (Riegel 2016: 41), um die Formen des Zusammenwirkens von Differenzkonstruktionen und Ungleichheitsverhältnissen aufzudecken. Dies umfasst „die multidimensionale Berücksichtigung von verschiedenen gesellschaftlichen und sozialen Bereichen“ und befragt, „wie verschiedene soziale Relevanzebenen zusammenspielen und dabei Herrschafts- und Machtverhältnisse gleichzeitig und ineinander verwoben wirksam werden“ (Riegel 2016: 41f.). Theorien des Schwarzen Feminismus sowie die Forschungen des Centre for Contemporary Cultural Studies (u. a. Willis 1977) sind theoretischer Rahmen dieses Intersektionalitätsverständnisses.[1]

Aktuelle intersektionale Studien zu marginalisierten Lebenslagen Jugendlicher in ihren Wechselbeziehungen von Geschlecht zu weiteren Ungleichheitsdimensionen (u. a. Riegel 2016) sind an ethnografische intersektionale Geschlechterforschungen im Forschungsfeld Schule anschlussfähig (Kelle 2016), wobei die analytische Verbindung in der Geschlechterforschung zu inklusiver Beschulung größtenteils noch aussteht. Die Analyse von Essenspraktiken während des schulischen Mittagessens bietet sich aufgrund des schulstrukturellen Merkmals als Konstante von Ganztagsbeschulung und der Spezifik dieses Settings an: Die gemeinsame Mahlzeit in der Schule ist aus geschlechtertheoretischer und schulpädagogischer Forschungsperspektive von Bedeutung (Schütz/Breuer 2013).

1 Spätestens seit der Rede Truths 1851 ist dokumentiert, wie Schwarze Frauen* fortwährend die spezifische Diskriminierungslage Schwarzer Frauen aufzeigen. Chrenshaw bezeichnet 1989 mit Intersektionalität die reziproken Beziehungen mehrerer Diskriminierungskategorien und kritisiert Antidiskriminierungsurteile in den USA sowie die Ignoranz der Gerichte hinsichtlich spezifischer Diskriminierung Schwarzer Frauen. Der juristische Fokus auf Antidiskriminierungsfragen ist in den Sozialwissenschaften ausgeweitet auf Analysen von Machtverhältnissen und sozialer Ungleichheit, Strukturen und Praktiken (Kelly 2019).

Natascha Compes

Ableism in academic knowledge production

Zusammenfassung

Ableismus in der akademischen Wissensproduktion

Der Artikel greift die Forderung feministischer Disability-Forscherinnen nach Integration der Kategorie Behinderung und von Inhalten der Disability Studies in die Frauen- und Geschlechterforschung auf und beabsichtigt, Bilanz über den derzeitigen Stand und die Entwicklung dieser Integration zu ziehen. Anhand einer qualitativen Inhaltsanalyse werden Auszüge deutscher und US-amerikanischer Handbücher der Geschlechterforschung auf ihre Integration von Behinderung untersucht und auf den ihnen innewohnenden Ableismus hin überprüft. Berücksichtigt man die Forderungen der Wissenschaftlerinnen nach einer vollständigen Integration und einer daraus folgenden Transformation der Geschlechterforschung, so weist die Stichprobe nur geringe Zeichen von Veränderung auf und die Forderung muss aufrechterhalten werden.

Schlüsselwörter
Ableismus, Behinderung, Erkenntnistheorie, Feminist Disability Studies, Geschlechterforschung, Wissensproduktion

Summary

The article takes up feminist disability scholars' request for an integration of disability (theory) into women's and gender studies and intends to take stock of the status and development of this integration. By means of qualitative content analysis, excerpts of German and US handbooks of gender research are examined for their degree of integrating disability (theory) and for inherent ableism. Considering the scholars' requests of full integration and a subsequent transformation of gender research the sample shows only minor signs of change and the request must be upheld.

Keywords
ableism, disability, epistemology, feminist disability studies, gender research, knowledge production

1 Introduction

The integration of disability into feminist theory and practice has extensively been discussed by disabled feminists. At the focal point are questions concerning an expansion of feminist theory in order to incorporate claims of disability theory and what potential feminist disability studies could offer to transform feminism (Tremain 2013). Approaches to systematic investigations of the connections and relations between the categories disability and gender trace back to the 1980s. Androcentrism in disability research and the disability movement was criticized and demands were raised to take a greater account of women's living situations, socialization conditions, and perspec-

 https://doi.org/10.3224/gender.v13i2.09

tives (Fine/Asch 1981; Boll et al. 1985; Wendell 1989).[1] Further, the mainstream of women's and gender studies and the women's movement was criticized for ignoring the experiences of disabled women (Wendell 1989; Hermes 1994; Goodley 2014). Meanwhile, a number of publications have appeared that deal with the interactions and multiple discriminations of disability and gender from the perspective of disability studies, such as *Gendering Disability – Intersectional Aspects of Disability and Gender* edited by Jutta Jacob, Swantje Köbsell and Eske Wollrad (2010) or *Feminist Disability Studies* edited by Kim Hall (2011). Conversely, there are also studies that approach the subject from the perspective of women's and gender studies (Schildmann/Schramme 2019: 881).

In her article *Integrating Disability, Transforming Feminist Theory* (2017)[2], Rosemarie Garland-Thomson discusses whether feminist theory could widen its scope by integrating disability (theory) and vice versa. Her fundamental point is "that integrating disability as a category of analysis and a system of representation deepens, expands, and challenges feminist theory" (Garland-Thomson 2017: 334f.). The legitimacy of this demand can be derived from the commonalities between feminist and disability issues, such as reproductive technology, bodily difference, or the ethics of care, but also from parallels in emancipatory aims or shared theoretical foundations and debates (Waldschmidt/Schneider 2007: 13f.).

Although the inadequate consideration of disability by feminist theory has often been postulated and criticized, it has rarely systematically and empirically been analyzed. This article takes up Garland-Thomson's and other disability scholars' criticism[3] and by investigating selected articles in handbooks of women's and gender studies pursues the question whether disability perspectives have been integrated into academic knowledge production in the field. Further, it examines whether a change in its integration becomes manifest in the material for the period under investigation. Finally, the article goes beyond determining a degree of integration and considers the results under the rather novel perspective of ableism and its significance for academic knowledge production.

2 Theoretical Perspectives

The term "feminist theory" represents contested terrain and includes several "feminisms"[4]. For this investigation and in Garland-Thomson's text, unless otherwise

1 It could also be a rewarding enterprise to investigate how masculinity studies deal with such criticism, since they have been criticized even more for ignoring disability than women's studies (Goodley/Runswick-Cole 2013: 142).

2 The text was first published in the *National Women's Studies Association Journal* in 2002 and since 2006 has been reprinted with small alterations in each subsequent edition of the *Disability Studies Reader*. It also appeared in *Feminist Disability Studies* by Kim Q. Hall and can be considered of great relevance and timeliness. Quotations are taken from the *Disability Studies Reader* (2017).

3 Internationally, disability studies researchers argue for a greater inclusion of the category of disability into feminist/gender and intersectionality theory/research (Wendell 1989; Meekosha/Shuttleworth 2009; Waldschmidt 2013; Goodley 2013).

4 Difference feminism, equality feminism, or postmodern feminism, i.e., to name commonly mentioned currents. For a short overview of feminist theorizing see Disch and Hawkesworth (2016).

Bettina Stadler, Angela Wroblewski

Wissen in Zahlen. Potenziale von Gender-Monitoring im gleichstellungspolitischen Prozess am Beispiel österreichischer Universitäten

Zusammenfassung

Im Zuge der neoliberalen Universitätsreform wurde ein Management by Objectives als hochschulpolitisches Steuerungsinstrument etabliert. Diese Steuerungslogik wurde auch auf Gleichstellung übertragen. Die damit verbundene Quantifizierung von Gleichstellung wird vonseiten der feministischen Hochschulforschung kritisch gesehen, da gleichstellungspolitische Ziele auf quantitativ abbildbare Probleme beschränkt bleiben. Der vorliegende Beitrag untersucht am Beispiel österreichischer Universitäten das Instrument des Gender-Monitorings im Spannungsfeld von theoretischen Ansprüchen und Datenverfügbarkeit und zeigt Ansatzpunkte für dessen Weiterentwicklung auf. Zentrale Aspekte, um das Potenzial eines Gender-Monitorings für Gleichstellungspolitik nutzen zu können, sind die Entwicklung theoretisch fundierter gleichstellungspolitischer Ziele, die Reflexion von Datenlücken im Monitoring und dessen Einbettung in einen gleichstellungspolitischen Diskurs.

Schlüsselwörter
Gender Mainstreaming, Daten-Monitoring, Gleichstellung, Gleichstellungspolitik, Universitäten

Summary

Knowledge in numbers. Potentials of gender monitoring in the gender equality policy process using the example of Austrian universities

In the course of the neoliberal university reform, the management by objectives approach was established as a steering instrument of university policy. This steering logic was also applied to gender equality. The associated quantification of gender equality is viewed critically by feminist university researchers, since gender equality policy goals are limited to problems that can be depicted quantitatively. Using Austrian universities as an example, this article examines the instrument of gender monitoring in the area of conflict between theoretical demands and data availability and it demonstrates ways in which it can be refined. Central aspects for using the full potential of gender monitoring for gender equality policy are the development of theoretically sound gender equality policy goals, the reflection of data gaps in monitoring and its embedding within a gender equality policy discourse.

Keywords
gender mainstreaming, data monitoring, equality, equal opportunities policy, universities

1 Einleitung

Ende der 1990er-Jahre wurde die Strategie des Gender Mainstreamings (GM) im Primärrecht der EU verankert und damit auch für die Mitgliedsstaaten verbindlich. Es ist damit in allen politischen Prozessen und Programmen eine Genderperspektive zu berücksichtigen. Ein zentraler Bestandteil von GM ist die Erfassung und Aufbereitung von gendersensiblen Daten, die in politische Prozesse einfließen, z. B. in Form von Bedarfsanalysen, Monitoring oder Evaluation von politischen Maßnahmen. Parallel dazu kam

 https://doi.org/10.3224/gender.v13i2.10

es im Zuge neoliberaler Reformprozesse zum weit verbreiteten Einsatz der Strategie des Management by Objectives, d. h. der Steuerung durch quantitative Zielvorgaben. Auch in Wissenschaft und Forschung werden zunehmend quantitative Zielvorgaben formuliert, die die Umsetzung von Gleichstellungspolitiken unterstützen sollen.

Mit der Ausgliederung der österreichischen Universitäten im Jahr 2004[1] wurde das Prinzip der Steuerung durch Zielvorgaben implementiert, das auf Leistungsvereinbarungen zwischen den Universitäten und dem Bundesministerium sowie auf einer Berichterstattung über die Zielerreichung im Rahmen der Wissensbilanzen beruht (Höllinger/Titscher 2004; Hölzl/Neuwirth 2020). Auch die europäische Strategie der Schaffung eines gemeinsamen Forschungsraumes (European Research Area, ERA) basiert auf der Vereinbarung von Zielsetzungen und einem laufenden Monitoring der Zielerreichung (ERAC 2015). Diesen Steuerungssystemen ist gemeinsam, dass sie neben anderen strategischen Zielsetzungen auch Gleichstellungsziele formulieren. Die Erreichung von Zielen wird meist mithilfe quantitativer Indikatoren beurteilt.

Diese „Quantifizierung" von Gleichstellungspolitik im Zuge neoliberaler Reformprozesse wird vonseiten der Hochschulforschung wie auch der Genderforschung ambivalent beurteilt. Während einerseits Indikatoren und Zielvorgaben als essenziell für die Entwicklung und Umsetzung von universitären Gleichstellungspolitiken gesehen werden (z. B. Nentwich/Offenberger 2018; Eckstein 2017), werden andererseits die damit verbundene Komplexitätsreduktion (Hark/Hofbauer 2018), die unzureichende Berücksichtigung des relevanten Kontexts (Knapp 2018) oder die fehlende Einbettung in einen gleichstellungspolitischen Diskurs (Wroblewski 2017) kritisiert.

Der vorliegende Beitrag stellt die Frage in den Mittelpunkt, welche Bedingungen gegeben sein müssen, um das Potenzial des Management by Objectives und eines damit verbundenen Monitorings zur Unterstützung von Gleichstellungspolitik nutzen zu können. Wie kann sichergestellt werden, dass gleichstellungspolitische Ziele nicht auf quantitativ abbildbare Probleme beschränkt bleiben? Wie kann eine unreflektierte Gleichsetzung von Gleichstellung mit „hard facts" verhindert und zu einer differenzierteren Wahrnehmung von Wissenslücken und Spannungsfeldern beigetragen werden? Unter Gender-Monitoring verstehen wir die systematische Aufbereitung von geschlechtersegregierten Informationen, die im Idealfall nach weiteren sozialen Kriterien differenziert sind und in regelmäßigen Abständen zur Verfügung stehen. Auf dieser Basis werden häufig Genderberichte erstellt.

Der Beitrag beginnt mit einer Diskussion des Stellenwerts von empirischer Evidenz für die Konzeption und Umsetzung von Gleichstellungspolitiken. Daran anschließend werden die Formulierung von gleichstellungspolitischen Zielen wie auch die Entwicklung von Indikatoren im Spannungsfeld von theoretischen Ansprüchen, feministischen bzw. gleichstellungspolitischen Forderungen und Restriktionen diskutiert. Anhand des Steuerungs- und Monitoringsystems, das für Universitäten in Österreich aufgebaut wurde, werden dessen Grenzen und mögliche Ansatzpunkte für eine Weiterentwicklung aufgezeigt. Wir plädieren dafür, die Chancen eines Management-by-Objectives-Ansatzes zu sehen und den damit verbundenen Risiken durch einen reflexiven und evidenzbasierten gleichstellungspolitischen Diskurs zu begegnen.

1 Mit dem Universitätsgesetz (UG) 2002, das 2004 in Kraft trat, erhielten österreichische Universitäten Autonomie und damit Budget- und Personalhoheit.